



Feierabend

Das Briefgeheimnis.

„Lieb' mich und die Welt ist mein!“ hatte Gerhard vor nunmehr 5 1/2 Jahren in der Jasminlaube gerufen. Er war eigens dazu aufs rechte Knie gesunken, und, nicht achtend der Bügelfalte noch der Widerständigkeit der folgenden Geiste, erhob er die rechte Hand und spreizte Daumen, Zeige- und Mittelfinger. Wahrscheinlich sollte diese seltsame Handbewegung einen Treuschwur ausdrücken, vielleicht aber auch verhinderten die gespreizten Finger einen drohenden Muskelkrampf im Unterarm. Genug, bei Liebenden ist man nie sicher, ihr absonderliches Benehmen richtig gedeutet zu haben.

Else, das weibliche Wesen, dem Kniefall und Fingerspreizen galt, hauchte mit leicht verdrehten Augäpfeln lediglich: „Oh, mein Geliebter“, kippete mit dem Oberkörper nach vorne: zwei Mäuler fanden sich, ein langer Kuß (jogeanannter Fünf-Minuten-Brenner) besiegelte das ewige Glück. Nach beiläufig 14 Tagen war Hochzeit. Das war vor 5 1/2 Jahren.

Heute tobt der Kampf vor dem Ehebündnisrichter. Die plätschernden Bächlein ewigen Glücks sind zu wilden Wogen von Haß und Wut gewachsen. Beide Parteien zerren Dinge ans Tageslicht, treten sie vor einem interessierten Auditorium breit, die sich bisher — schamhaft vor der Welt verborgen — inmitten von vier festgefühten Zimmerwänden abspielten. Da hört man, daß sie, die holde Elsa, einst einen Teller heiße Tomatensuppe nach Gerhards frischem Scheitel schleuderte, jedoch das Ziel verfehlte und der hellen Tapete einen großen Fettsfleck zufügte. Er behauptet, sein Einkommen sei zu gering, um die so leichtfertig verschmutzte Tapete renovieren zu lassen, aber wenn Elsa, sein leider noch so zu nennendes Gemahl, behaupte, er habe wiederholt die Nacht in der Dienstmädchenstube verbracht, so verbiege sie hier die Tatsachen und unterdrücke offenbar wissentlich, daß er sie des öfteren in völlig derangiertem Zustande aus dem Zimmer ihres gemeinsamen Astermierers habe schleichen sehen. Ja, es geht darum, wer nach dem ewigen 5 1/2-jährigen Glück als der schuldige Teil anzusprechen ist. Es ist eine alltägliche Geschichte, und doch hat sie eine feine Nuance, denn im Verlauf des Kampfes kristallisiert sich ein niedliches Vorkommnis heraus:

Noch bewohnten Gerhard und seine Else gemeinschaftlich die Wohnung, wenn auch mit scharfem Trennungstrieb zwischen Tisch und Bett. Er war bereits aus der Wohnung gegangen, als eines Morgens der Postbote die Post brachte. Das Dienstmädchen hatte die diversen Briefe auf den herrlichen Schreibtisch präpariert, als er geplagt von brennender Neugier oder in Vorahnung eines kommenden Unfalls, die Post durchschlüffelte und auf ein Brieflein von zartrosa Farbe stieß. Siehe da, an Gerhard gerichtet, der Briefverschlus klebte verdächtig unsolid, was einem Menschen mit ungetrübter Urteilskraft seltsam vorgekommen wäre. Anders dachte Frau Else, mit einem Messer half sie leicht nach, löste die Briefklappe und entzog dem Umschlag ein duftendes Schreiben. Teil's Wut, teil's wilde Entschlossenheit in den Augen, las sie, siebernd vor Aufregung:

Mein heißgeliebter Gerhard!

Lieb' mich und die Welt ist mein, Du süßes Bubi! Heute abends um 8 Uhr erwarte ich Dich. Ich vergehe vor Sehnsucht nach Dir, mein Geliebter. Erinnerst Du Dich noch jener Nacht — und wenn Du noch weiter liest, Elsa, dann hau ich Dir diesen Brief nachher nicht nur um die Ohren, sondern verklage Dich außerdem noch vor Gericht wegen Verletzung des Briefgeheimnisses.

was bekanntlich nach dem StGB. mit einer Geldstrafe bis zu dreihundert Mark oder mit Gefängnis bis zu drei Monaten bestraft wird — — —

Dein bis in den Tod getreuer Schatz
Mauft.

Verwundert starrte Frau Elsa auf dieses rätselhafte Schreiben, bis es allmählich in ihrem Gehirn dämmerte, wer der abscheuliche Schreiber dieser Zeilen war. Es wurde ihr klar, daß Gerhard, der Abscheuliche, seine holde Scheidungshälfte sehr richtig taxiert hatte. Aber er sollte sich täuschen; nichts würde er merken. Vorsichtig happte sie den Brief wieder zu, nur vergah sie, daß der schlaue Mann ein Etchen des Briefbogens früher innerhalb des Umschlages leicht angeklebt hatte. Es war später für ihn ein Leichtes, den Beweis zu erbringen, daß seine holde Gattin das Briefgeheimnis doch verletzt hatte.

Man wird fragen, wozu jenes raffinierte Manöver dienen sollte. Ob zwei Menschen in Eheidung leben, ihre Taten, ihr Verhalten ist gleich absonderlich und töricht. Er erbrachte mit jenem Brief den Beweis — daß seiner Frau nichts heiliger wäre, daß er vor ihr nicht einmal zu Hause sicher sei . . . Öffentlich glaubt ihm jemand. Daß davon das „Schuldig“ abhängen sollte, ist zweifelhaft . . .

Bartolus

Wenn das nicht wahre Liebe ist . . . !

Liebe u. d. Liebeszauber. — Bedauernd werter Bräute. — Die wahre Geduld.

Es ist ganz gut, wenn wir von Zeit zu Zeit daran erinnert werden, daß wir nicht gar zu viel vor unseren schwarzen und braunen Brüdern voraus haben. Oft genug findet man noch die Ansicht, daß bei den farbigen Rassen die Frau ausnahmslos nur als Arbeitstier gewertet wird, und daß der Brautraub oder Brautlauf eben das Zeichen dafür sei, daß neben dieser rein wirtschaftlichen Wertung der Frau keinerlei andere Gesichtspunkte für die Eheschließung in Betracht kämen. Da ist es ganz interessant zu wissen, daß hie und da in der Südsee ganz ähnliche Liebeszaubermittel anzuwenden, wie sie zum Teil noch heute bei unserer ländlichen Bevölkerung in Gebrauch sind.

So tragen die jungen Männer bei den

Mafulu in einer kleinen Tasche ständig Steinchen und Holzstückchen mit sich herum, damit diese den Geruch ihres Körpers annehmen. Wollen sie nun die Schöne ihres Herzens erobern, so mischen sie Tabak darunter und schicken ihn der Auserwählten zum Rauchen. Je länger die Gegenstände mit dem Jüngling verbräutet waren, desto besser soll die Wirkung sein. Die Kraft des Sympathiezaubers soll noch erheblich steigen, wenn der Besitzer sich nie, unter keinen Umständen, davon trennt. Diese Liebes-Talismane gelten daher als

äußerst wertvoll und völlig unerfetzlich.

(Ganz ähnlich gibt man in verschiedenen ländlichen Gegenden Deutschlands dem Tanzpartner oder der Tanzpartnerin ein Taschentuch zum

Schweißabwischen, das man bereits selber zu diesem Zwecke gebraucht hat. Das soll ein unbedingt wirksamer Liebeszauber sein! Ein Koita-Jüngling steckt ein Stück Quarz in die Milch einer jungen Kokosnuss und reibt sich dann damit das Gesicht ein, indem er dabei fest an die Geliebte denkt. Er glaubt, auf diese Weise sicher zu gewinnen.

Oestlich von Neu-Guinea bereitet man aus der Rinde eines Baumes und aus Kokoschnitzeln einen Brei, bratet ihn, in ein Blatt gehüllt, und tränkelt den Saft dieses Gemisches den jungen Mädchen, wenn sie schlafen, ins Gesicht. Nach mehreren Tagen, an denen der Verführer das Verfahren konsequent anwendet, soll die begehrte Schöne von heißer Liebe zu ihm ergriffen werden.

Werkwürdig erscheinen uns auch manche Werbungsbräuche. In einer Küstengegend des früheren Deutsch-Neuguineas schlägt der junge Mann dem Mädchen seiner Wahl

mit einem kleinen flachen Holz auf die Wange. Das gilt so viel, wie bei uns der formvollendetste Heiratsantrag. Bei den Papuas reißt sich der junge Mann von den verschiedensten Stellen seines Körpers Haare aus und dreht sie zusammen mit Tabak in eine Zigarette. Dann raucht er diese halb und schickt den Rest durch seine Mutter seiner Auserwählten. Wenn die junge Dame das Kraut aufraucht, dann zeigt sie damit, daß sie die Werbung annimmt. Na ja, wenn das nicht Liebe ist! . . .

Eine schlimme Brautzeit hat jedes junge Mädchen aus Neupommern bei dem Stamme der Sulkas durchzumachen. Sofort nach der Verlobung muß sie in das Haus der Schwiegereltern überfiedeln. Dort wohnt sie in einem kleinen Verschlag im hinteren Teil der Hütte, darf mit niemandem sprechen und wird nur von einer jungen Verwandten des Bräutigams unterfüßt. Ihren Durst darf sie nur durch Ausfangen von Zuckerröhren stillen. Viele Speisen sind ihr verboten, und sie darf ihre Nahrung niemals mit den Händen berühren, sondern muß sie gierlich mit der Rippe eines Kokosblattes zum Munde führen. Nie darf sie einen Mann sehen. Muß sie doch einmal ausgehen, so wird sie in einen Mantel von Bananenblättern gesteckt, der sie von Kopf bis Fuß bedeckt. Auf ihrem Wege muß sie sich

durch das Blasen einer kleinen Pfeife bemerkbar machen,

damit ihr die Männer rechtzeitig aus den Wege gehen können. Während dieser angenehmen Brautzeit werden ihr dann noch von den anderen Weibern auf Bauch, Rücken und Brust Verzierungungen mit glühenden Kokosblattrippen eingebrannt und mit scharfen Steinsplittern Schmundnarben eingeritzt.

Bei den verschiedensten Stämmen findet man diese Vorrichtung monatelanger Abgeschlossenheit für die Braut. Am aller schlimmsten ist es wohl auf dem Bismarckarchipel, wo man die verlobten Mädchen jahrelang sogar in sehr engen Mattensäcken hält, in denen sie sich nur wenig bewegen können. Bei einigen Stämmen werden die Häuptlingsbräute auch einer jahrelangen Mißwirtschaft unterzogen, so daß sie als „vollendete Schönheiten“ mindestens zweieinhalb Zentner wiegen und oft im wörtlichsten Sinne vor Bett nicht mehr aufrecht gehen können. Ja, vielfach müssen Dienerinnen sie sogar bei jeder Bewegung der Arme unterstützen.

Wo nicht der Brauch besteht, daß die Witwe nach dem Tode des Mannes einfach zum Nachlaß gerechnet wird, der dem nächsten männlichen Verwandten gehört, werden Witwen oft

von den Häuptlingen zur Prostitution bestimmt — und gewöhnlich fällt dann dem

Häuptling auch mindestens ein Teil ihres Verdienstes zu.

In jedem Falle aber sind — wenn auch von Stamm zu Stamm verschieden — die Ehegesetze und -vorschriften so streng geregelt, wie bei uns das Eherecht, und auch ohne Standesamtsregister wird streng auf ihre Befolgung gesehen.

Verschwendungssucht.

Autos sind nützliche und notwendige Dinge. Man bekommt schon von 2500 Mark an gute Wagen. Aber 20.000 bis 40.000 Mark für ein Auto auszugeben, läßt sich in einer Zeit, in der Millionen Menschen ohne Brot und ohne Wohnung sind, nicht mehr rechtfertigen. Das gehört ebenso zur Verschwendung wie jenes Dinner zu 12 Gängen, das zur letzten Silvesterfeier ein Hotel für 50 Mark abgab. Dieser sinnlosen Verschwendung begegnen wir auf Schritt und Tritt. Sie ist jedoch nicht immer eine Folge irgendwelcher Nachkriegsercheinungen, wie gewisse Moralpäpster uns gern glauben machen wollen.

Vor 50 Jahren wurde eine schöne Orchidee mit 500 Mark bezahlt — eine Blume, die in vier, fünf Tagen verwelkt.

Erzkaiser Wilhelm II. und der König von England ließen für sich besondere Zigarren herstellen, von denen schon vor dem Kriege das Stück 15 bis 30 Mark kostete.

Der Schah von Persien besaß eine Küchen-einrichtung, die auf dem ganzen Erdball ihresgleichen suchte. Fast alle Töpfe, Teller, Schüsseln, Pfannen usw. waren vergoldet oder mindestens verfilbert. Für die „besseren Gäste“ gab es goldenes Geschirr, das außerdem noch mit kostbaren Steinen geziert war. Nachher haben vor dem Kriege den Wert dieser Einrichtung auf 20 Millionen Mark geschätzt. Natürlich wollten Dollarkönige diesem exotischen Herrscher nicht nachsehen. Der kalifornische Millionär John A. H. hat in seinem luxuriösen Wohnsitz in der Nähe von Philadelphia eine Küche, deren Einrichtung die Kleinigkeit von 6 Millionen Dollar gekostet hat.

Die Verschwendungssucht der Kaiserinnen, Königinnen, Fürstinnen und anderer hoher Weiblichkeiten ist allgemein bekannt. Für Kleidung, Spitzen und Schmuck wurden unsinnige Summen geopfert. So hatte Elisabeth von Rußland ungeheure Garderobenmengen. Bei ihrem Tode fand man mehr als fünfzehntausend Kleider, von denen die meisten nur einmal, manche sogar überhaupt niemals getragen worden waren. Zwei Nezeifischen mit seidenen Strümpfen, über viertausend Paar Schuhe und Pantoffeln, ganz abgesehen von den Schränken und Truhen voller Stoffe, Spitzen, Bänder, Unterwäsche usw., vervollständigten diesen Besitz.

Als Taj Kubai, die Frau des hindostanischen Herrschers Jehan, starb, wurde ihr ein Grabmal errichtet. Es liegt in dem hindostanischen Orte Agra, besteht aus Marmor und ist mit Millionen edelster Steine ausgelegt, unter denen sich seltene Stücke von Jaspis, Türkisen, Spalen, Amethysten und Saphiren befinden. Viele hundert Fürsten und Große aus aller Welt stützten diese Steine, und 2200 Menschen arbeiteten 20 lange Jahre an der Vollendung dieses Bauwerkes. Obendrein wurden diese 2200 Arbeiter nicht einmal entlohnt. Es waren Gefangene und Sklaven anderer Fürsten, die von ihren Herren nur „gestellt“ worden waren und von ihnen auch befristet wurden. Trotzdem kostete das Grabmal über sechzig Millionen Mark.

Ludwig XIV. von Frankreich, der Schöpfer der luxuriösesten Moden, trug Allongeperücken, von denen jedes einzelne Stück 1000 bis 5000 Taler kostete. Dabei muß man noch den damaligen Wert eines Talers in Betracht ziehen.

Es gibt aber auch „einfache Menschen“, gewöhnliche Sterbliche, die aufs verschwenderischste gelebt und gewirtschaftet haben. In einer französischen Zeitung aus dem Jahre 1928 werden die Ergebnisse der Versteigerung des persönlichen Nachlasses der berühmten Sängerin Henriette Sontag mitgeteilt. Damals wurden versteigert: 1700 Porzellanstücke mit massiver Vergoldung, 13 Kaffeefervices aus Silber und 28 aus feinstem Porzellan, 7 Damenuhren mit Brillanten und 31 ohne Brillanten, ein Halschmuck aus Edelsteinen und 18 Halsketten aus massivem Golde, 2200 Pariser Damenuhrenschnüre, 24.000 Ellen Batistleinwand, 1180 Körbe Champagner, 540 kleinere Schmuckstücken aus Gold und 77 wertvolle Porträts der Künstlerin selbst.

Alle konnten es ruhig mit ansehen, wie neben ihren Menschen in bitterstem Elend untergehen. J. M. Klar.

„Frag mich was!“ — „Frag noch was!“ — „Frag weiter!“

Der moderne Arbeitsmensch muß mit seiner Freizeit largen und wer diese freien Stunden, die ihm die Hast des täglichen Lebens übrig läßt, richtig zu schätzen weiß, der wird mit ihr sparsam umgehen und Wert darauf legen, daß er auch aus den Stunden, die er für Gesellschaft, Sport und geistige Erfrischung erübrigt, geistigen oder körperlichen Gewinn zieht. Dieser rationalen Zeitausnutzung suchen drei Bücher von je über 150 Seiten entgegen zu kommen, die unter den obigen Titel im Verlag von E. P. Tal u. Co., Leipzig-Wien erschienen sind. (Preis jedes Buches M. 2.—) Die Bücher enthalten zusammen etwa 1500 Fragen, in der zweiten Hälfte die entsprechenden Antworten. Unter Benützung dieser Bücher kann man ein schönes Spiel zwischen zwei oder auch mehr Personen arrangieren, das im Fragen und sowie es eben möglich ist, im Antworten besteht, wobei sich oft ergibt, daß die Befragten nicht einmal Fragen beantworten können, die sich auf sehr naheliegende Dinge beziehen. Das Spiel ist anregend, in jedem Falle werden den Beteiligten eine Menge mehr oder minder wichtige Kenntnisse beigebracht. Zum ersten und dritten Band dieses Frage- und Antwortbuches hat Arthur R und t ein Vorwort beigelegt, aus dem man erfährt, daß dieses Spiel angeblich in Amerika bereits von hunderttausenden Menschen gespielt wird, nicht minder leidenschaftlich wie vor kurzem noch das Kreuzworträtselraten.

Da setzt sich also jemand mit einem solchen Buche hin und liest daraus Fragen vor, wie z. B.: „Was ist ein Nabob?“, oder „Was sind die A. B. C. Staaten?“, oder „Was ist ein Autodafé?“, oder „Wie schreibt man 1000 mit einer Ziffer?“. Es sind leichte und äußerst schwere Fragen in den Büchern, solche, für deren Nichtbeantwortung man sich schämt, weil man sie gewissermaßen „auf der Zunge hatte“ und nur nicht gleich auf die richtige Antwort kam, daneben aber auch solche Fragen, deren Beantwortung im Augenblick nicht einmal dem größten Gelehrten gelingen wird. Die 1500 Fragen wurden von acht Personen, Vertretern verschiedener Wissensgebiete zusammengestellt und wie in dem Vorwort zum letzten Bande mitgeteilt wird, läßt die Verwaltung der österreichischen Bundestheater bei außerordentlichen Vorstellungen, wenn sich die Galeriefeststeller schon am Abend vorher an den Eingangstüren anstellen, unter diese Wartenden einige abgegriffene Bände dieser Bücher verteilen, worauf sich die Wartenden mit der Stellung und Beantwortung

lung, bezw. Nichtbeantwortung der Fragen die Zeit kürzen. Ob das wahr ist, wissen wir nicht, jedenfalls ist es gut erfunden und kein schlechter

Ratschlag, denn die Bücher sind wirklich geeignet, einem in müßigen Stunden Kurzweil zu schaffen.

lassen sich zahlreiche Exemplare heranziehen. Es gibt kaum eine andere Pflanze, die sich durch Aufzucht von Stecklingen oder müheloses Pfropfen so willig in ihrem Wachstum beinflussen läßt. Sie wäre ein treuer Gefährte für Menschen, die ihr in den neuen Wohnungen ein kleines Plätzchen geben möchten.

Bei den Kakteen.

Für den einsamen Kakteenhändler ist endlich die große Zeit gekommen, da seine Schüllinge von der Allgemeinheit entdeckt und zu Lieblingen der Blumenfreunde wurden. Jahrzehntelang gingen die vielen Menschen achtlos an ihm vorüber, während er unbedröffen ihre Teilnahme für seine Pflanzen zu gewinnen suchte. Jetzt gehört seine Ware wohl zu den beliebtesten auf dem Blumenmarkte und er mag sich freuen, daß seine Pflanzlinge endlich die verdiente Schätzung gefunden haben. Als vor kurzer Zeit das Interesse an den Kakteen allgemein wurde, glaubten unkundige Menschen, das unscheinbare Äußere dieser Pflanzen durch kunstvolle Blumentöpfe und bunte Blumentische haben zu müssen. Wer aber die Schönheit aus ihren scheinbar plumpen Formen herauslesen und die seltsamen Pflanzen zu dauernden Freunden gewinnen will, möge der Kakteenausstellung im Wiener Schwarzenbergpark einen Besuch abstatten. An Farbenpracht läßt sich diese Blumenschau keineswegs etwa mit dem Schönbrunner Palmenhause, auch nicht mit einer Kleingärtnerausstellung messen. Wohl gibt es einzelne Blüten, deren leuchtendes Rot, deren blendendes Weiß uns überrascht; vorherrschend aber sind das dunkle, matte Grün und Grau der Stämme, deren Wachstum die sonderbarsten Formen geschaffen hat.

Wir betreten das Glashaus. Das Besondere dieser Pflanzenschan liegt an den Menschen, die uns hier empfangen, um uns mit ihren Sorgenkindern bekanntzumachen u. zu erfreuen. Fast bei jedem Stand sehen wir den Besizer, der liebevoll seine Schüllinge betrachtet, ängstlich Temperatur und Luftfeuchtigkeit beobachtet und jederzeit bereit ist, die Lebensgeschichte seines Pflanzlings zu erzählen.

Ein Blick in das erste Schaufenster macht dieses persönliche Verhältnis selbstverständlich. Wir sehen ein kleines, elektrisch heizbares Glashaus zur Anzucht der Sämlinge; also einen pflanzlichen Brutkasten. Daneben sind Kistchen aufgestellt, aus denen kugelige oder zylindrische Gebilde ihre winzigen Köpfechen aus der Erde hervorstrecken. In einjährigem Wachstum haben sie es kaum zu Haselnußgröße gebracht. Zwei bis dreijährige Pflanzen haben sich erst zu Nußgröße entwickelt. Wir merken, daß an die Ausdauer des Züchters keine geringen Anforderungen gestellt werden.

Zeltförmig sind die Formen, die diese Pflanze im harten Lebenskampf geschaffen hat. Die Trockenheit ihrer mexikanischen Heimat erfordert die größte Sparsamkeit mit dem kostbaren Wasser; daher hat sie die Natur auf die notwendigen Organe beschränkt. Nahrungsaufnahme und Wasserverspeicherung werden von dem dicken grünen Stamm besorgt, vor dem die zu Dornen umgewandelten Blätter als Schutzwall aufgepflanzt sind. Die Verschiedenheit dieser Waffen ist ungemein groß; stets sind sie so angeordnet, daß ihre ausgespreizten Stacheln die Vorratskammer des Stammes beschützen. Die Fülle der dadurch entstandenen Formen läßt sich kaum beschreiben. Um eine große Mittelrose sind zahlreiche kleine Köstchen vereinigt, die den Eindruck eines großen Blumentobls schaffen. Daneben sehen wir gurkenartige Gebilde, die ihre langen Arme am Boden hinstrecken oder armliegenderartig in die Höhe ragen. Gestalten von ornamentaler Schönheit und Symmetrie erinnern uns an das Wort eines berühmten Naturforschers: Der Künstler könne keine Form erstun-

nen, für die es nicht irgendwo in der Natur ein Vorbild gäbe. Ein Pflanzenkörper von solcher Schmiegbarkeit ist auch der gärtnerischen Behandlung leicht zugänglich. Die schlangentartigen Arme eines Kaktus wurden an einem Drahtgitter so kunstvoll zu einer Kugelform gezogen, daß sie zur Blütezeit förmlich einen roten Blütenball darstellten. Der Formenreichtum wird noch weiterhin dadurch erhöht, daß auf die dicken, säulenförmigen Stämme der Opuntien die verschiedensten Kakteenarten aufgepfropft werden können.

Große Sorgfalt verbirgt sich unter der bescheidenen Aufschrift an einem der Fenster: „Diese Pflanzen wurden aus den Macchia Italiens gezogen.“ Neben den Pflanzennamen, die nur dem Kenner verständlich sind, lesen wir: Nagusa, Lobrana, Pompeji, Sorrent, Palermo. Bedenken wir, aus welcher Fülle von Sonne und Licht sich diese Pflanzen in unsere Gegenden versetzen ließen, so erkennen wir ihre große Anpassungsfähigkeit auch an bescheidenen Lebensbedingungen. Sie verlangen nur wenig Sonne und Pflege, vor allem äußerst sparsames Gießen. Auf kleinem Raum und mit wenig Mitteln

Kakteenanzucht bringt manche frohen Sorgen, wie wir aus folgender Unterhaltung hören konnten: „Was, auf die frische grüne Farbe, da brauchen's Ihnen nix einzubilden. Überfüttert haben's die Pflanzen; die Blätter sind grad gut zum Baden und Panieren, aber in die Blüh' kommt sie heuer nicht! Im Winter, da dürfen's doch nicht soviel gießen! Mit der Pflanze ist es grad so wie mit mir: wenn ich schlaf, da brauch ich nicht essen, trinken, rauchen. Und wenn Sie im Winter gießen, da wecken Sie sie halt auf.“ Um aber den beschimpften Gärtner wieder zu ermuntern, folgt die Bemerkung: „Da schauen's, was man mit bißl Liebe machen kann; Diesen Kaktus habe ich mir selbst vor 31 Jahren gezogen.“

Zieht man, wie das Gedeihen einer Pflanze das Leben eines Menschen froh erfüllt, dann reißt man sich gerne in die Schar der Kakteenfreunde ein.

Wieviel Freude und innere Bereicherung verspricht uns die Pflege dieser früher wenig beachteten Pflanzen!

Dr. Fella Czeck.

Das Geheimnis von Broken Hill.

Vor einigen Jahren fanden Minenarbeiter in einer der Klüften von Broken Hill in Nord-Rhodesia einen Schädel, der von einem Arbeiter und Mineningenieur so sorgsam anamtierte, daß sie den Fund vor dem Schicksal bewahrten, mit anderen Knochenüberresten in den Schmelzöfen zu geraten. Eine verdienstliche Tat, die allerdings Anthropologen und Anatomen ein tüchtiges Stück Arbeit aufgeben sollte; zerbrechen sich die Gelehrten doch seither den Kopf, den geheimnisvollen Fund zu deuten und das Alter des Schädels festzustellen. Dieser zeigte so auffallende Eigentümlichkeiten, daß sich ein ganzer Legendenstanz um den südafrikanischen Fund herumspann. So fand man das rechte Schläfenbein und das angrenzende Stück des Hinterhauptbeines herausgehoben, und am linken Schläfenbein beobachtete man oberhalb der Ohröffnung ein rundes Loch von 8 Millimeter Durchmesser. Dies wurde der Wirkung eines modernen Mamelgeschosses zugeschrieben, — das Individuum mußte danach erst vor kurzem in die Höhle geraten sein; aus einer Verletzung am Warzenfortsatz schlossen andere wiederum auf eine ebenfalls ganz moderne Operation, so daß es jedenfalls unbestreitbar schien, daß der Rhodesia Mensch unser Zeitgenosse ist.

Heute liegen genaue Untersuchungen des Britischen Museums vor, über die Franz Weidenreich in den „Naturwissenschaften“ berichtet, und die diesen Hypothesen durchaus widersprechen. Die stark hervorpringenden Augenbrauenwülste, die einen tierischen, brutalen Ausdruck hervorrufen, der massige Oberkiefer, die fliehende Stirn, nicht zuletzt der geringe Schädelinhalt, — 1280 Kubikzentimeter gegen 1408 beim Neandertaler und etwa 1500 beim neuzeitlichen Menschen — erwecken den Eindruck, daß der Schädel von Broken Hill weit eher einem mächtigen Affen der Vorzeit als einem Menschen zugehört.

Kaum wird es uns jemals gelingen, das Geheimnis, das den Rhodesia-Schädel unweitert, völlig zu lösen. Nur Hypothesen sind gestattet, von denen die annehmbarste die scheint,

daß eine in anatomischer Beziehung durchaus archaische, d. h. vorzeitliche Urform des Menschengeschlechts sich erhalten hat und nun — ein Halbaff — hineinragt in unser modernes Zeitalter, — in morphologischer Hinsicht das Zwischenglied darstellend zwischen dem Affenmenschen von Java und dem Neandertaler der Altsteinzeit, dessen Alter man auf 100.000 bis 150.000 Jahre schätzt.

So schließt sich die Kette der menschlichen Vorfahren und wir blicken auf unsere Ahnenreihe: Affenmensch von Java, Dudenmensch von Rhodesia — so genannt wegen der vermullich gebückten Kopfhaltung unseres Vorfahren, — und altsteinzeitlicher Neandertalmensch!

Dr. L. S.

Geldanekdoten.

Begriffe.

Mark Twain äußerte sich in seiner geistreichen und witzigen Weise einmal folgendermaßen über Kapital, Geld usw.:

Vandervilt triebelte eine paar Worte auf ein Stückchen Papier und verleiht ihm dadurch unter Umständen den Wert von Millionen — das ist Kapital.

Die Regierung nimmt anderthalb Unzen Gold, stempelt einen blitzeprühenden Adler darauf und nennt es eine 20-Dollarmünze — das ist Geld.

Ein Mechaniker nimmt ein Stück Stahl, das fünf Dollar wert ist, und arbeitet es um zu einem Stück im Werte von tausend Dollar — das ist Wertzuwachs.

Ein Kaufmann versteht es, einen Artikel, der ihn nur 5 Cents kostet, für einen Dollar zu verkaufen — das ist Geschäft.

Eine Dame, die einen kleidsamen Hut für 75 Cents kaufen könnte, zieht es vor, für einen Hut 27 Dollar auszugeben — das ist Wahnsinn.

Ein Arbeiter schuftet 10 Stunden am Tage und erhält dafür einen Dollar, — das ist ehrliche Arbeit.

Ich, der arme Mark Twain, stelle einen Wechsel auf 20.000 Dollar aus und hoffe dafür 20.000 Dollar zu bekommen — das ist Einbildung.

Was mancher nicht weiß.

Der Gebrauch des Opiums hat eine tief in die Vorzeit tauchende Geschichte, und selbst da, wo die historischen Quellen versagen, findet man seine Spuren. In den Pfahldörfern der Schweizerischen Seen, mitten in der Steinzeit, fand man Samen und Kapseln der Mohnpflanze. Bekanntlich ist Opium in rohem Zustande nichts anderes als der eingetrocknete Saft des gemeinen Mohns. Ob die Kultur dieser Pflanze damals wegen des Samenöls oder der betäubenden Saftes halber betrieben wurde, ist nicht festzustellen; aber beim Anbau lag, durch zufälliges Verlegen der unreifen Mohnkapseln und durch neugieriges Kosten des verdickten Saftes, die bald zu gewinnende Kenntnis der narkotisierenden Eigenschaft des Opiums nahe.

Die Fläche des Stillen Ozeans ist genau so groß wie das gesamte Festland der Erde.

Alljährlich werden rund 700.000 Kilo Gold aus der Erde gewonnen, aber nur 9700 Kilo Platin.

In der Schweiz sind etwa 18.000 Heimarbeiter in der Uhrenfabrikation beschäftigt.

Argentinien führt jetzt für etwa 2 Milliarden Mark Weizen aus. Vor etwa zwanzig Jahren konnte das Land nicht einmal seinen eigenen Bedarf decken.

Die menschliche Hautoberfläche macht ungefähr eineinhalb Quadratmeter aus.

Das Dezimalsystem war schon den alten Arabern bekannt, fand aber erst im späten Mittelalter in Europa Verbreitung.

Die meisten und auch verschiedensten Insekten halten sich auf Eichen auf, daneben auf Kastanien und Ulmen, am wenigsten auf Erlen.

Allerlei.

Der Vorrat der türkischen Sprache. Die jüngste Ausgabe des türkischen Wörterbuchs, bei dem das lateinische Alphabet verwendet wurde, belehrt uns darüber, daß die türkische Sprache insgesamt nur etwa 25.000 Wörter zählt, während das englische Wörterbuch 100.000 und französische 175.000 Wörter aufweist. Dabei sind die Landsleute Kemal Paschas weit davon entfernt, alle Wörter ihrer Sprache zu kennen. Nach einem Sachverständigen verfügen die Gelehrten nur über einen Vorrat von 10.000 die Personen mit Durchschnittsbildung über einen solchen von 2500 bis 4000 Wörtern, während die Masse der Bewohner der Städte sogar mit 1200 Wörtern auskommt. Die Bauern des anatolischen Gebietes verfügen sogar nur über ein Vokabularium von knapp 800 Wörtern.

Eier: roh oder gekocht? Eine Beeinflussung des Nährwertes der Eier durch das Kochen findet nach neueren Untersuchungen von Scheunert, Schleich und Wagner nicht statt. Die Forscher fütterten junge Ratten, deren Stoffwechsel dem menschlichen außerordentlich ähnlich ist, teils mit rohen, teils mit weich gekochten, teils mit hart gekochten Eiern und stellten fest, daß Unterschiede im Wachstum nicht eintraten. Auch bei alleiniger Fütterung mit Hartei wurde Fortpflanzung erzielt und das Aufziehen der Jungen bis zum Absetzen ermöglicht. Die viel erörterte Frage, ob durch das Weich- oder Hartkochen der Eier deren Nährwert gegenüber dem Rohen geschädigt wird, wird durch diese Versuche also verneint.

In Japan über 27.000 Erdbeben in 5 Jahren. Benque, Tokio, veröffentlicht im „Kosmos“ an Hand amtlicher Zahlen des zentralmeteorologischen Bureaus in Tokio recht interessante Zahlen über die Erdbebenhäufigkeit in Japan. Seit der Erdbebekatastrophe vom 1. September

1923 hat Japan nicht weniger als 27.097 erlebt. Viele davon waren allerdings nur für die Seismographen feststellbar, immerhin bleiben von den rund 15 Erdbeben täglich noch genug übrig, die auch von der Bevölkerung festgestellt werden konnten.

Rote Lampen gegen Dauerredner. Bei der Wiedereröffnung des französischen Parlaments wurden die Abgeordneten mit einer zum erstenmal in der französischen Kammer eingeführten Erfindung überrascht: der Gang der Debatten soll nicht mehr durch langweilige Reden verhindert werden, die zu keinem praktischen Ergebnis führen. Die Redezeit ist deshalb auf 5 Minuten begrenzt worden, und ein elektrischer Signalapparat sorgt dafür, daß diese Zeit auch eingehalten wird. Der Vorsitzende der Kammer seht, sobald ein Abgeordneter seine Rede beginnt, eine Uhr in Gang und sobald fünf Minuten vergangen sind, drückt er auf einen Knopf worauf zwei rote Lampen dicht vor dem Gesicht des Redners aufleuchten; das ist das Zeichen, daß seine Redezeit beendet ist. Redner, die ihre Ausführungen auch nach dem Aufleuchten des roten Lichtes fortsetzen wollten, wurden von der ganzen Kammer niedergebrellt.

Weiteres.

Das Heilmittel. Ein Mann kommt zum Arzt und bittet ihn, seinen Fußknöchel zu behandeln. Nach sorgfältiger Untersuchung fragt der Arzt: „Wie lange gehen Sie denn schon mit diesem Fuß?“ „Zwei Wochen.“ „Aber, Mann, Ihr Knöchel ist ja gebrochen. Es ist ein Wunder, daß Sie überhaupt noch gehen können, warum sind Sie denn nicht früher gekommen?“ „Ja, Herr Doktor,“ erwidert der Mann zögernd, „immer wenn mir etwas fehlt, sagt meine Frau, ich solle mit dem Knochen aufhören.“

Verhandlungen. Der Knabe Percy hat ein Zeugnis nach Hause gebracht, worin steht: „Vertragen durchaus ungenügend.“ Sein Vater, amerikanischer Geschäftsmann, schlägt ihm vor: „Wenn du bis zur nächsten Zeugnisverteilung dein Betragen gebessert hast, bin ich bereit, dir eine Uhr zu schenken.“ Percy ersucht um Bedenkzeit. Am nächsten Tage schreibt er: „Ich muß dein Angebot ablehnen. Ich ändere nichts. Es macht zu viel Spaß.“

Ja, ja —! ... was ist denn Ihr Mann von Beruf, liebe Frau? — „Dichter?“ — „Ja ... Und was sonst?“ — „?“ — „Ja, ja ... die Kerle. Meiner will auch nicht arbeiten.“

Zeitbild. „Ihr Associe soll ja in Zoppot sein ganzes Vermögen verspielt haben und nun vor dem finanziellen Ruin stehen. Was wird denn der jetzt tun?“ — „Er wird sich erschießen. Wir haben das schon durchgesprochen!“

Die Bette. „Wo ist dein Bruder?“ — „Er liegt im Bette.“ — „Was fehlt ihm denn?“ — „Nichts. Wir hatten nur gewettet, wer sich am weitesten zum Fenster hinauslehnen kann — und er hat die Bette gewonnen.“

Der kluge Mann baut vor. Buchhalter Treumann bittet seinen Chef um Gehaltserhöhung, weil er heiraten will. — „So,“ sagt der Chef, „Sie rechnen also mit erhöhten Haushaltsausgaben.“ — „Das ist's nicht“, erwiderte Treumann, „Ich möchte mir nur ein gewisses Taschengeld sichern, von dem meine Frau nichts weiß!“

Er kennt sich. Der verstorbene Chordirigent Siegfried Ochs besaß ein überaus leidenschaftliches Temperament, das von den Sängern gefürchtet war. Mit seiner „göttlichen Grobheit“ hatte Ochs eines Tages eine Dame auf der

Probe so furchtbar abgefanzelt, daß ihr schließlich die Geduld riß und sie sagte: „Ich werde hinausgehen, bis Sie sich wieder anständig benehmen.“ Worauf Ihr Ochs während nachbrüllte: „Dann können Sie gleich ganz fortbleiben!“

Man kann nie wissen. „Wann Eahnerer Hundeln Junge kriagn, möcht i gern oans hab'n!“ — „Es san zwar zwoa Mannerln!“ — aber in der modernen Zeit is ja alles mögli.“

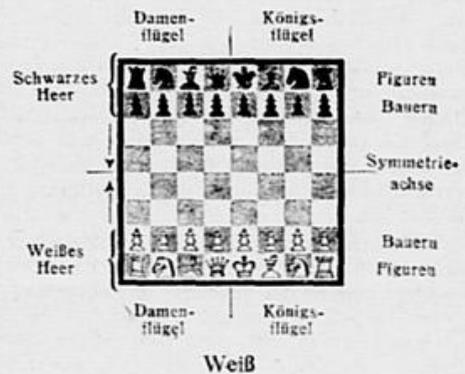
Schach-Ede.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Alois Paß, Druck- und Verlagsanstalt, Teplitz-Schönau, Tischlergasse.

Die Schachsteine.

Jeder Partner verfügt über ein kleines Heer von 16 Steinen, der eine über 16 weiß (hell), der andere über 16 schwarz (dunkel) gefärbte, welche auf dem Brett so aufgestellt werden, wie im Bild 2 angegeben.

Bild 2. Schwarz



Somit besteht jedes Heer aus acht Bauern ♟ ♞ und acht Figuren.

Die Figuren stehen auf den beiden Grundreihen, und zwar in den Ecken die Türme ♖ ♜, anschließend daran die Springer ♘ ♞, anschließend daran die Läufer ♗ ♝, schließlich die Damen ♑ ♛, die weiße auf weißem Feld, die schwarze auf schwarzem Feld, und die Hauptfigur des Spieles, die Könige ♔ ♚. Jeder Spieler hat also acht Bauern, zwei Türme, zwei Läufer (ein Läuferpaar), zwei Springer, eine Dame und einen König. Bei der Notation werden die Figuren mit ihren großen Anfangsbuchstaben bezeichnet, bei den Bauern pflegt man in der Partie den Anfangsbuchstaben wegzulassen. Die weiße Grundstellung würde man zum Beispiel folgendermaßen schreiben: Weiß: Ke1; Dd1; Ta1, h1; Lc1, f1; Sb1, g1; Ba2, b2, c2, d2, e2, f2, g2, h2; die schwarze: Schwarz: Ke8; Dd8; Ta8, h8; Lc8, f8; Sb8, g8; Ba7, b7, c7, d7, e7, f7, g7, h7.

Nach ihrer Lage in der Anfangsstellung pflegt man auch die Schachsteine zu benennen. So unterscheidet man Figuren des Königsflügels von den Figuren des Damenflügels, spricht vom Königsturm (Damenturm), Königsläufer (Damenläufer), Königsspringer (Damenspringer), bei den Bauern von Königsflügel- beziehungsweise Damenflügelbauern. Die auf den mittleren Reihen d und e stehenden werden kurz Mittelbauern genannt, zum Unterschied von den Flügelbauern (auf den Reihen a, b, c; f, g, h), schließlich nennt man die Bauern auf der a- und h-Reihe Randbauern.